
2.1 Zweier-Konstellation oder das Verhältnis von Dyaden zum Netzwerk

Im Frankfurter Gallusviertel gibt es einen Friseursalon mit dem Namen „Die Zwei“. Der Salon wurde von zwei Freunden gemeinsam eröffnet. Man findet ähnliche Konstellationen häufig. Sie besitzen den Vorteil, dass man sich gegenseitig anspornen kann, die Beiden können versuchen, sich über Verantwortung und Wettbewerb, über einen Austausch von Ideen weiter zu entwickeln, als das für einen alleine möglich wäre. Man hat es also auch schon bei nur zwei Beteiligten mit dem Phänomen zu tun, welches wir Emergenz nennen. Dieser Begriff meint, dass sich die Eigenschaften des Gebildes von denen jedes einzelnen Elements, aus dem das Gebilde zusammengesetzt ist, unterscheiden. Es lässt sich nicht einfach aus den Teilelementen zusammenaddieren. Noch deutlicher wird dies bei der Betrachtung von Partnerschaften, die ja tatsächlich ein Grundelement der Gesellschaft darstellen (auch wenn längst nicht alle Menschen in Paarbeziehungen leben). In der Netzwerkforschung werden komplexe Beziehungskonstellationen praktisch immer aufgelöst in Zweierbeziehungen (was m.E. nicht immer richtig ist – wenn das Nachdenken darüber genau dieser Richtung folgt, ist es sogar immer falsch. Näheres dazu folgt).

Die formale Währung der Netzwerkforschung besteht aus Dyaden. Jede Netzwerkmatrix mit noch so komplexen Beziehungskonstellationen löst die dort vorhandenen Relationen in Dyaden auf. Insofern kann man davon sprechen, dass Beziehungen zwischen Zweien die kleinste Einheit in der Netzwerkforschung darstellen. Oft wird gesagt, dass es erst ab einer Konstellation zwischen Dreien für die Soziologie interessant würde. Es stimmt, dass sich einiges ändert, wenn aus Zwei Drei werden. Wir werden aber sehen, dass auch die Betrachtung einer Beziehung zwischen nur Zweien sehr interessant sein kann, wenn man dies aus einer Perspektive der

Netzwerkforschung betreibt (gleichwohl darin nicht die ganze Wahrheit über deren Einbettung und Einflüsse von außen steckt).

Netzwerkforschung handelt von Beziehungen und deren Struktur. Seit Georg Simmel (1908) sich Gedanken über die Zahl, genauer die „quantitative Bestimmtheit der Gruppe“ machte, ist klar, dass Soziologie ab einer Konstellation, an der drei Akteure beteiligt sind, erst so richtig beginnt. Merkwürdig – denken nun viele. Wie kann das sein? Die Mehrzahl der Menschen lebt doch gar nicht in einem solchen Gebilde. Die Menschen haben einen Freund, eine Freundin. Irgendwann ziehen sie zusammen, vielleicht heiraten sie sogar. Viele haben auch Kinder und leben dann mit mehreren zusammen. Es kommt die Zeit, da werden die Kleinen flügge und ziehen aus. Zurück bleibt wieder das Paar. Zwar leben auch sehr viele Menschen alleine, aber oft ist es ihr Wunsch einen Partner zu haben, jemanden, mit dem man das Leben teilt. Für die Netzwerkforschung interessant ist die Zahl der möglichen Beziehungen. Da gibt es bei einem Paar, solange man die Begrenzung um dieses herum legt, natürlich nur eine Möglichkeit. Das bedeutet aber auch, dass man damit nicht viele Berechnungen anstellen kann. Man findet nicht viele mögliche Strukturen – entweder die Verbindung besteht oder nicht; evtl. kann man die Struktur noch um einseitige/ asymmetrische Beziehungen ergänzen, das war es dann aber auch.

Außer für die Zahl der Beziehungen in einem Gebilde interessiert man sich für die „types of tie“, die Arten von Beziehungen, die möglich sind. Für eine Paarbeziehung nimmt man heute an, dass „Liebe“ das verbindende Moment ist, zumindest an deren Beginn stand. Die beiden verstehen sich gut und es besteht eine erotische Anspannung, eine Nähe, Vertrautheit und Vertrauen.

Allerdings ist es auch so, dass verschiedene Ties miteinander in Widerstreit geraten können: Man denke daran, dass er seine Socken herumliegen lässt, was zu Konflikten und einem Auseinanderstreben führen kann, während die erotische Anziehung wiederum etwas ist, was Bindekräfte entfaltet (Stegbauer 2010).

Auch beim Paar kommt schon die Zahl Drei ins Spiel, allerdings habe ich die interessanteste Überlegung dazu nicht zuerst bei einem professionellen Soziologen gelesen. Der Literaturnobelpreisträger José Saramago schreibt in einem Roman, dass beim Ehebruch nicht so sehr der andere Partner Schaden nähme, denn etwas Drittes. Das Dritte ist das Gebilde der Partnerschaft selbst.

Hier ist das Zitat:

„Ich frage Sie, ob Sie wissen, wie viele Menschen zu einer Ehe gehören, Zwei, der Mann und die Frau, Nein, mein Lieber, in einer Ehe existieren drei Menschen, da ist die Frau, da ist der Mann, und da ist das, was ich die dritte Person nenne, die wichtigste, die Person, die von dem Mann und der Frau gemeinsam gebildet wird (...).

Wenn zum Beispiel einer der beiden einen Ehebruch begeht, ist der, der am meisten verletzt ist, der, der den schwersten Schlag erhält, so unglaublich Ihnen dies vorkommen mag, nicht der andere, sondern dieser andere Andere, nämlich das Paar, ist nicht der Eine, sondern Beide.“ (Saramago 2000: 86)

Hier sind wir also schon bei dreien, wenn man wie Saramago, dem Gebilde eine Eigenständigkeit zuweist. Allerdings müsste man, um korrekt zu sein, den Dritten hier nicht so benennen, denn es handelt sich um eine andere Form, welche die beiden Partner umschließt und als solche über emergente Eigenschaften verfügt. Tatsächlich ist eine solche Eigenständigkeit auch Thema in der Netzwerkforschung. Nämlich dann, wenn verschiedene Akteure eine Entität bilden. Man nennt es Emergenz, wenn die Entität über Eigenschaften verfügt, die die einzelnen Mitglieder für sich und in einer einfachen Kumulation nicht besitzen. Welches könnte eine solche Eigenschaft sein? Ich denke daran, dass jeder der Beteiligten unter dem Schutz des anderen steht. Man wird nicht (oder nur wenig) negativ über einen der Partner bei Anderen reden. Etwas, was man aber zusammen tut, sobald ein weiterer Akteur die Bildfläche verlässt.

Bedeutend für die dyadische Konstellation ist aber nicht nur, dass diese eine eigene Einheit bildet. Sie besteht auch nicht nur für sich in einem quasi luftleeren Raum, obgleich in der Paarbeziehung Aushandlungen erfolgen, die das Zusammenleben dort einzigartig werden lassen. Man kann sagen, es entsteht in jeder Einheit „Paar“ eine höhere Ordnung (Hondrich 1997), eine Struktur, welche das Zusammenleben erleichtert und damit den Bedarf an permanenten Neuaushandlungen erheblich verringert. Das Paar orientiert sich zwar an allgemeinen Konventionen, an vorgegebenen Rollenmustern, was es aber daraus macht, dass findet sich so nirgendwo anders wieder. Man kann sagen, das Paar entwickelt eine eigene Kultur (und das gilt nicht nur für Paare, es gilt überall, wo Personen aufeinandertreffen. Je häufiger diese sich wieder und wieder treffen, umso stärker tritt dieser Effekt auf). Eine solche Kultur kann man als Mikrokultur in einem Mikronetzwerk ansehen. In einer solchen Konstellation erkennt man die Konventionen, die allgemein gelten, leicht wieder und trotzdem sind die dort ausgehandelten Verhältnisse einzigartig. So etwas nennt man in der Netzwerkforschung Nadels Paradox (DiMaggio 1992). Die Möglichkeit in einer sozialen Konstellation eine eigene Kultur auszuhandeln, wurde an einem anderen Beispiel, nämlich jungen Baseballspielern von Gary Fine (1979) als „idioculture“ bezeichnet. Dort wurde insbesondere die Entwicklung einer eigenen Sprache in den Teams herausgestellt. Auch ein Paar könnte man als „Team“ bezeichnen, auch wenn es das kleinste mögliche darstellt. Vom Paar werden nicht nur eigene Begriffe und nur dort vorhandene Verhaltensmuster ausgehandelt, es entwickeln sich auch eigene Sichtweisen, die beiden Partnern eigen sind und geteilte Vorlieben.

Wie weit solche Teams auf dem Zutun beider Partner beruhen, entdeckt man oft erst, wenn einer der beiden ausfällt. In diesem Fall wird es schwierig die Leistungen des Paares aufrecht zu erhalten – zur Idiokultur gehört nämlich auch die Arbeitsteilung, die natürlich oft geschlechtsspezifisch gefärbt ist. Wenn jeder der Partner für eigene Bereiche zuständig ist, dann fehlt der Einheit derjenige Teil, der nicht mehr erbracht werden kann, wenn eine der beteiligten Personen ausfällt.

Damit könnte das Paar als Modell für die Kulturentwicklung in Netzwerken gelten, wäre da nicht ein Haken, der ebenfalls in der Netzwerkforschung entdeckt wurde und zwar in den 1950er Jahren. Eigentlich ist es nur ein Problem der auf „kleinste Einheiten“ reduzierten Erklärung. Aus Sicht der Netzwerkforschung stärkt es aber das Paradigma, denn es zeigt, dass kleinste Einheiten ohne die Betrachtung der Einbettungsmuster weniger wertvoll sind. Netzwerkforschung, so die Botschaft, muss die Beziehungskonstellationen, die über das kleinste Element hinausgehen, mitbetrachten.

Kommen wir aber endlich zum Beispiel: Man versetze sich in die 1950er Jahre zurück. Ein typisches Paar. Wie ist die Arbeit zu Hause verteilt? Auf eine strikte Weise: Er teilt ihr das Haushaltsgeld zu – es muss reichen bis an das Monatsende. Sie weiß nicht einmal, was er verdient und hat infolgedessen auch nicht viel dazu zu sagen. Wie er „sein“ Geld ausgibt, ist schließlich seine Sache. In der Freizeit geht er zum Fußballplatz mit seinen Freunden. Vielleicht besucht sie ihre Schwester oder geht mit einer Freundin ins Kino.

In dieser Zeit spielt die klassische Netzwerkstudie von Elisabeth Bott (1957). Bott war die einzige Soziologin und Ethnologin in einem interdisziplinären Team von Wissenschaftlern. Vor allem hatte sie sich mit Psychologen auseinanderzusetzen. Das Buch entstand schließlich als eine Art Entgegnung zu den Haltungen der anderen beteiligten Forscher. Im Buch werden Paare in einem Londoner Stadtteil untersucht. Die Projektmitarbeiter besuchten diese häufig und redeten mit ihnen. Das Thema von Elisabeth Bott war, zu erklären, wie es dazu kam, dass so große Unterschiede zwischen den Paaren zu beobachten waren. Ganz besonders spielte dabei die Arbeitsteilung im Haushalt eine Rolle. Es fanden sich Paare, bei denen taten die beiden Partner nur ganz wenige Dinge zusammen. Die einen waren geprägt durch eine deutliche Trennung dessen, was man auch heute noch mit „Frauenarbeit“ und „Männerarbeit“ bezeichnen würde. Die Frauen waren fürs Sauberhalten, für die Küche und die Ordnung zuständig. Wenn etwas im Haushalt zu reparieren ist, Glühbirne auswechseln, Zimmer tapezieren, alles, was handwerkliches Geschick (aber nicht Nadelarbeiten) erfordert, das wird den Männern zugerechnet. Bei anderen Paaren hingegen waren die Tätigkeiten keineswegs so eindeutig nach den konventionellen geschlechtsspezifischen Aufgabenteilungen geordnet. Männer übernahmen dort ebenfalls Aufgaben im Haushalt. Im Projekt, in dem Elisabeth

Bott mitarbeitete, wurde lange danach gesucht, wie man die voneinander abweichenden Arbeitsteilungen erklären konnte.

Die Autorin besuchte die Paare in ihrer Studie mehrmals, sie interviewte sie und sprach auch so mit ihnen über viele Dinge. Irgendwann bekam die Autorin einen Einfall. Sie hatte nämlich auch nach den Freundeskreisen der jeweiligen Partner gefragt. Interessant war nun, dass, je nachdem, woher die Partner stammten, wo sich die Beiden kennen gelernt hatten, die Forscher unterschiedliche Einbettungsmuster der Partner in die Freundeskreise zeigten. Es fanden sich Paare, bei denen die Freunde schon vorher sowohl mit der Partnerin, als auch mit dem Partner befreundet waren. Solche Paare lernten sich im gemeinsamen Freundeskreis kennen oder sie passten sehr schnell ihren Freundeskreis einander an, sodass kaum noch zwischen ihrem und seinem Freundeskreis zu unterscheiden war. Ihre Freunde und Freundinnen waren auch die Freunde und Freundinnen von ihm.

Anders war es bei einem zweiten Typus der Freundesstruktur. Der zweite Typ von Paaren hatte sich nicht in einem Zusammenhang mit dem gemeinsamen Freundeskreis kennen gelernt. Hier kamen die Partner aus unterschiedlichen sozialen Kreisen. Sowohl er, als auch sie verfügten über eigene Freundeskreise. Diese kannten sich zunächst kaum. Beide waren relativ unabhängig voneinander und teilten auch, nachdem sie ein Paar geworden waren, zahlreiche Aktivitäten mit ihren alten Freunden, ohne dass der Partner/ die Partnerin einbezogen wurde.

Wenn beide Partner unabhängig voneinander in unterschiedliche Freundeskreise eingebettet waren, es also keine oder kaum Überschneidungen der Beziehungen außerhalb der eigentlichen Paarbeziehung gab, dann, so die Autorin, haben beide Partner weit größere Freiheiten, als die anderen, die über eine gemeinsame Einbettung in denselben Freundeskreis verfügen. Diejenigen mit einem Freundeskreis, der eher voneinander getrennt ist, handeln das Arrangement der familialen Arbeitsteilung eher frei aus. Niemand scheint ihnen hineinzureden. Sie erledigen die meisten Aufgaben ohne dabei stärker an eine Geschlechtstypik zu denken. Niemand fordert ein, dass beide sich an die in den 1950er Jahren vorhandenen Normen der Bereichsteilung des Haushaltes halten. Das Maß der Arbeitsteilung ist ziemlich gering.

Anders jedoch, wenn sich beide im Kontext vieler weiterer Freunde kennen lernen und zum Paar werden. Bott fand heraus, dass dann die im Freundeskreis wirksamen Normen auch auf das Paar in der privaten Wohnung weiterwirken.

Der lange Arm des Freundeskreises (tatsächlich spielen auch noch Verwandte eine Rolle) mit sich offenbar gegenseitig verstärkenden Konventionen wirkt bis in das private Arrangement hinein. Die beiden Partner haben die Konventionen übernommen – sie unterliegen durch den gemeinsamen Freundeskreis gleichzeitig einer viel stärkeren sozialen Kontrolle. Es gibt kaum Möglichkeiten der Ausflüchte

– an wen anders sollte man sich wenden, als an die gemeinsamen Freunde, wenn etwas wichtiges zu besprechen wäre? Die dort gültigen Konventionen unterliegen keiner Brechung, sie wirken homogen auf die Wertvorstellungen des Paares. Viele Dinge müssen kaum ausgehandelt werden, da an gemeinsame Erfahrungen angeknüpft werden kann. Gemeinsame Beobachtungen und Gespräche hinter dem Rücken der anderen tun ein Übriges, um sich beide Partner nicht zu weit von den Gruppennormen wegbewegen zu lassen.

Dort, wo die Partner unabhängiger vom Freundeskreis des anderen bleiben, sind sie auch mit Unterschieden hinsichtlich der Arbeitsteilungskultur konfrontiert. Sie kommen mit divergierenden Vorstellungen zusammen in die Paarbeziehung. Diese unterschiedlichen Vorstellungen müssen erst zu einem Konsens gebracht werden (Hondrich 1997). Ein solcher Konsens entsteht in der Auseinandersetzung. In der Soziologie würde man von Aushandlung sprechen. Es muss ein gemeinsames Arrangement gefunden werden, mit dem beide Partner einverstanden sind. Solche Arrangements bilden sich in stabilen Beziehungen immer heraus, einfach, weil sie das tägliche Leben entlasten. Die beiden Partner wissen, wie sie einander begegnen und wer für welche Tätigkeiten wann zuständig ist.

Ein weiterer Punkt mag hinzu kommen: Wenn die Partner häufig ihren jeweils eigenen Interessen in ihrem getrennten Freundeskreis nachgehen, dann sind die Kontaktflächen des Paares, also die Zeiten, in denen sie zusammen kommen, geringer als bei den Paaren, die ihre Freizeit fast immer gemeinsam im Kontext des gemeinsamen Freundeskreises verbringen. Tätigkeiten im Haushalt gemeinsam ausführen, wäre dann eine Möglichkeit, etwas an Beisammensein nachzuholen, was diejenigen mit gemeinsamem Freundeskreis sowieso auszeichnet, nämlich, dass sie viel Zeit zusammen verbringen.

Botts Studie ist deswegen zum Klassiker geworden, weil man bis dahin kaum gewagt hatte, an die so weit in das „Private“ eingreifende Einbettungsstruktur einer Entität aus Zweien zu denken. Die Bedeutung der Netzwerkforschung für das Verhalten der Menschen ist dadurch erst richtig klar geworden. Selbst wenn wir mit unseren jeweiligen Partnern eigene Arrangements aushandeln, dann sind die Freunde (und auch die Verwandten) in einer bestimmten Weise immer mit dabei. Die ausgehandelte Paarordnung sollte auch vor deren Augen Bestand haben können, bzw. die Ansichten der anderen bilden das Universum der Möglichkeiten, deren Grenzen kaum überschritten werden können. Je nachdem, ob man gemeinsame oder getrennte Freunde hat, sieht die häusliche Arbeitsteilung entweder so oder so aus. Bemühungen zu einer größeren Gleichheit hinsichtlich der zu erledigenden häuslichen Arbeit zu kommen, müssten womöglich an einem ganz anderen Punkt ansetzen, als man gemeinhin glauben würde.

Es zeigt sich auch, dass die Untersuchung des Beziehungsarrangements in einer Paarbeziehung viel zu kurz greift, um die Verteilung der Aufgaben zu verstehen. Eingreifen im Sinne einer „Verbesserung“ der Beziehung, einer Veränderung des Tätigkeitsprofils der Partner oder auch eine Therapie des Paares, müsste die Einbettungsstruktur mitberücksichtigen. Der Forschungsansatz der Netzwerkanalyse wird dadurch sehr befördert, weil sich zeigt, wie wichtig das Netzwerk ist.

Botts Analyse hat zahlreiche Folgeuntersuchungen angestoßen. Viele davon konnten ihre Hypothese in ihren eigenen Erhebungen so nicht nachvollziehen (Udry/ Hall 1965; Hennig 2009); andere fanden wiederum Unterstützung dafür (Maryanski/ Ishii-Kunz 1991). Natürlich kann man eine Untersuchung kritisieren, die, wie Bott nur 20 Familien einbezieht und daraus so weit reichende strukturelle Erklärungen ableitet. Hier geht es aber gar nicht so sehr darum, ob die Aussagen im Einzelnen völlig richtig sind, ob sie an die Klassenzugehörigkeit gebunden sind und ähnliche Dinge, die kritisiert wurden. Wichtiger ist, die Aussage der Kontextualisierung an sich – auch die „kleinste“ Einheit steht unter dem Einfluss weitergehender Beziehungen. Ohne eine Berücksichtigung der Einbettung – so ist nach meinem Erachten die Untersuchung zu verstehen, kann die im Kleinen ausgehandelte Kultur nur schwer nachvollzogen werden.

Die Untersuchung von Bott zeigt, dass die weitergehende Beziehungsstruktur in sehr starker Weise auch das Private beeinflusst. In diesem Sinne ist das Private eben nicht rein privat, sondern es spiegelt wieder, auf welche Weise die Beteiligten sozial eingebettet sind. Die Aufmerksamkeit wird damit auf viel weitergehende Aspekte von Paarbeziehungen gelenkt. Die Untersuchung von Bott erklärt aber auch viel vom Netzwerkdenken. Die Beziehungsstruktur klärt also Verhalten auf, welches durch eine Befragung und durch attributives Vorgehen nicht aufzudecken gewesen wäre.

2.2 Dreier-Konstellation – kleinstes Netzwerk

Eben haben wir festgestellt, dass eine Konstellation, an der zwei Personen beteiligt sind, im eigentlichen Sinn noch kein Netzwerk darstellt. Dies beginnt frühestens mit der Zahl Drei. Die dritte Person verändert das Zweiergebilde fundamental. Georg Simmel (1908) hat sich mit der „quantitativen Bestimmtheit der Gruppe“ befasst und dabei genau das beschrieben. Zwei sind ein Paar, sie mögen sich selbst genügen – zur Herausforderung wird diese Konstellation durch Hinzutreten eines Dritten. Die erste Neuerung ist, dass das Gebilde eines Paares in dem Moment zerbricht, in dem einer der Beiden die „Gruppe“ verlässt. Nehmen wir an, ein Paar

trennt sich, was bleibt zurück? Die Einzelnen haben eine Menge an Erfahrungen gemacht – sie haben gelernt – und bringen diese Erfahrungen in eine erneute Bindung ein (hier klingt eine relationale Sozialisationsüberlegung an). Ansonsten bleiben zwei Einzelne übrig; kein Nukleus des Gebildes. Bei Dreien kann eine Person die Konstellation verlassen und trotzdem bleibt ein Rest erhalten. Eine solche Situation kennen wir alle, wenn etwa die Partner sich trennen, obwohl sie ein Kind haben. Oft bleibt die Mutter dann mit dem Kind zurück. Damit ist aber nicht die gesamte Konstellation verschwunden.

Ist die Abstimmung zwischen zwei Personen noch relativ leicht zu machen – man muss sich nur „einmal“ verständigen, so vergrößert sich dieses Problem bei Dreien schon gewaltig. Jetzt sind nämlich schon drei Absprachen zu treffen, damit alle einverstanden sind.³ Die Konstellation lässt aber noch weit mehr Möglichkeiten zu: Zwei könnten sich verbünden gegenüber dem dritten. Der Dritte wäre so einfach zu überstimmen. In begrenztem Maße ließe sich ihm eine Meinung aufzwingen. Begrenzt ist diese Option deswegen, weil der bedrängten Person neben der Loyalität, bei nicht Vereinbarkeit der Forderung der beiden anderen, immer noch die Möglichkeit bleibt, aus der Konstellation auszusteigen (a la Hirschman 1970). Man könnte auch behaupten, dass die Triade die kleinste „Organisation“ ist, von der noch etwas übrig bleibt, wenn einer der Beteiligten die „exit“-Option wählt.

Simmel typologisiert die Triade. Nicht nur die Möglichkeit, jemanden zu überstimmen, wird dort genannt, auch der lachende Dritte oder der Herrscher nach dem Motto „divide et impera“. Neben diesen, eher negativ konnotierten Rollen, gibt es die des Vermittlers oder des Schiedsrichters. Eine dieser Möglichkeiten ist die, dass einer versucht, die beiden anderen gegeneinander auszuspielen und so als „tertius gaudens“ als lachender Dritter dasteht. Diese Konstellation profitiert bereits sehr stark von der Zunahme an Kommunikationswegen, welche die Dreizahl eröffnet. Wenn die beiden anderen nicht miteinander über die Ausspielungsmöglichkeiten im Bilde sind, sie nicht in der Lage sind, sich genau abzusprechen, mag es für den Dritten möglich sein, die beiden anderen gegeneinander aufzubringen.

Es kommt schon vor, dass man versucht, auf jemand Dritten über einen Mittelsmann, Einfluss auszuüben. Man könnte den Versuch einer indirekten Beein-

3 Weitergedacht könnte diese Überlegung in folgendem münden: Da die Zahl der Abstimmungen mit der Zahl der Beteiligten quadratisch wächst, stelle man sich nur vor, was das für Großfamilien mit vielen Kindern heißt – wenn patriarchale Anweisungsstrukturen nicht mehr greifen und Entscheidungen ausdiskutiert werden, dann bleibt eigentlich nur die Kleinfamilie übrig, um ein demokratisches Abstimmungsmodell umzusetzen. Die Tendenz zur Kleinfamilie könnte, so argumentiert, eine Folge sich geänderter Beteiligungsprinzipien sein. Oder – umgekehrt, erst die Kleinfamilie lässt dieses Abstimmungsprinzip zu.

flussung „social ambage“ (White 1992: 62) nennen. Sie stellt eine Möglichkeit dar, Unsicherheit abzubauen. Aber wann tut man so etwas? Wenn die dritte Person aus irgendeinem Grunde nicht erreichbar ist oder wenn man den Druck erhöhen will.

Ein Beispiel: Einer meiner Träume war es immer, ein Ferienhaus in Frankreich – am liebsten in der Bretagne zu besitzen (es ist immer noch ein Traum geblieben). Dort ist das Klima toll (jedenfalls im Sommer), gute Luft auch für Allergiker und wer sollte etwas gegen das Meer haben? Weil ich mich dafür interessierte, hatte ich bei einem Makler Exposees für dort zum Verkauf stehende Häuser bestellt. Es handelte sich damals (als das WWW noch nicht so verbreitet war) um Papierkopien mit Bildern. Die Häuser waren auf den Bildern nicht sehr gut zu erkennen, es reichte aber dennoch, um sich selbst die Vorstellungen über die Zeit dort ausschmücken zu können. Die Preise waren ebenfalls damals noch moderat, sodass die Möglichkeit nicht für immer als unerschwinglich gelten musste. Natürlich war das auch im Freundeskreis ein Gesprächsthema.

Ein Freund und Kollege interessierte sich ebenfalls dafür und ich lieh ihm die Kopien einmal aus. Seine damalige Freundin und spätere Frau nahm mich später einmal in der Küche zur Seite und sagte zu mir, ich solle ihm doch die Idee, ein solches altes Bauernhaus zu kaufen, ausreden.

Natürlich muss auch in der Situation der Dreierkonstellation die Einbettung beachtet werden. Gleichwohl versuchen einige Netzwerkforscher diese Konstellation zur „kleinsten“ Einheit zu erklären. Daher geht die Bedeutung der Triade für die Netzwerkforschung über diese auf jeden Fall bedeutende Klassifikation noch wesentlich hinaus. An der Dreierkonstellation können nämlich eine Reihe von Erklärungen vorgenommen werden. Nicht immer bedeuten drei, dass auch drei gleichzeitig anwesend sind. Oft kommt es vor, dass zwei Personen gar nicht direkt verbunden sind – sie stehen über einen „Mittler“ in Beziehung. Dieser Mittler kennt beide Personen.

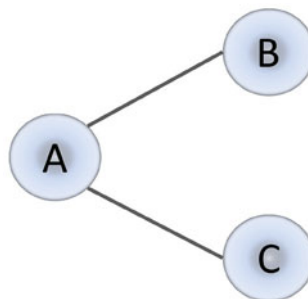


Abb. 2.1

B und C stehen nur über A
in Kontakt

Ein Beispiel hierfür findet sich in Abbildung 2.1. Eine solche Triade bietet die Möglichkeit zur Entwicklung – sie ist transitiv. M. a. W. es besteht die Möglichkeit, dass eine Beziehung zwischen B und C entsteht. Diese Möglichkeit ist nicht beliebig, sondern sie ist erfahrungsgemäß relativ groß. Oft wird Transitivität an Freundschaften erklärt. A ist Freund von B und A ist Freund von C, also ist es wahrscheinlich, dass eine Beziehung zwischen B und C entsteht. Verschiedene Gründe hierfür können angeführt werden: Homophilie, zeitliche Einschränkungen, strukturelle Balancierung (siehe auch Trappmann et al. 2005:203). Man könnte auch noch anführen, dass sich Menschen aufeinander zu entwickeln, wenn sie in Kontakt stehen. In der Sozialität bilden sich Eigenschaften und Vorlieben aus.

Mit Homophilie beschäftigen wir uns noch ausführlicher. An dieser Stelle sei so viel gesagt: Es wird oft beobachtet, dass Menschen mit ähnlichen Eigenschaften in Beziehung stehen (Lazarsfeld/ Merton 1954; Überblick in McPherson et al. 2001). Daraus wird mit einer gewissen Plausibilität geschlossen, dass sich die Menschen solche Freunde suchen, die ihre eigenen Interessen teilen (hierbei muss natürlich noch auf eine Anzahl von Randbedingungen Rücksicht genommen werden – etwa Kulturen in bestimmten Gruppen, sozialen Kreisen, Schichten, die es leichter machen solche Personen zu finden, bzw. diesen über den Weg zu laufen). Wenn sich also eine Person tatsächlich Freunde nach seinen Vorlieben suchen würde, und die Anzahl der Vorlieben beschränkt ist, dann ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass alle Personen, mit denen diese eine Person befreundet ist, zumindest über einige Ähnlichkeiten hinsichtlich ihrer Vorlieben und Hobbys verfügen.

Gestützt wird dies durch die Idee der strukturellen Balancierung, welche auf Heider (1946) zurückgeht. Dabei geht es um die Balancierung einer Beziehung unter Bezugnahme auf ein Objekt. Dieses Objekt wird heute nach zahlreichen Weiterentwicklungen zumeist als eine dritte Person angesehen (Cartwright/ Harary 1956; Davis 1967; Holland/Leinhardt 1977 in Leinhardt 1977).

Die Balancierungsregeln lassen sich auf die folgenden vier Sätze verkürzen: 1. Der Freund deines Freundes ist dein Freund. 2. Der Feind deines Freundes ist dein Feind. 3. Der Freund deines Feindes ist dein Feind. 4. Der Feind deines Feindes ist dein Freund. Allerdings muss man auch sagen, dass obgleich es empirische Unterstützung für fast alle Regeln gibt, so finden sich doch einige Probleme. Insbesondere mit der empirisch oft festzustellenden Nichtreziprozität von Freundschafts-/ Feindschaftsbeziehungen ist es nicht einfach umzugehen (Davis 1977; Nooy 2005; Stegbauer 2010). Zwar definiert man Freundschaft als etwas gegenseitiges, ähnlich wie Feindschaft auch, aber Messungen durch Befragungen liefern regelmäßig zahlreiche einseitige Beziehungen.

Allerdings stimmt die einfache Idee der Feindschaftsbeziehungen, die man auch negative Beziehungen nennen könnte, auch nicht so ganz. Negative und positive

Grundlagen der Netzwerkforschung
Situation, Mikronetzwerke und Kultur
Stegbauer, C.

2016, IX, 226 S. 34 Abb., 22 Abb. in Farbe., Softcover
ISBN: 978-3-658-12649-0